



Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 6.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1926.

Der erste Schritt.*

Von Fritz Gussmann.

Pötsche, pötsche, lüttje Mann!
Ob he wirklich lopen kann?
Kann dor gornich mehr naß lurn
Un nich upp den Schoot mehr durn!
Pötsche, pötsche, lüttje Mann!
Ob he wirklich lopen kann?

Pötsche, pötsche, kiel ins ma!
Sett't de Pötschen richtig dahl,
Steiht so rank und rief dor her,
Kennt knapp sine Mudder mehr!
Pötsche, pötsche, kiel ins ma!
Sett't de Pötschen richtig dahl!

Pötsche, pötsche, heft woll sehn?
Steiht dor wirklich ganz alleen!
Beide Arms kiel in de Höcht,
Stramm de Beene dörgébög!
Pötsche, pötsche, heft woll sehn?
Steiht dor wirklich ganz alleen!

Pötsche, pötsche, nu geiht los!
Kiel den lüttjen Rader blo!
Sett't den linken Foot all dö
Un den rechten achter her!
Pötsche, pötsche, nu geiht los!
Kiel den lüttjen Rader blo!

Pötsche, pötsche, lüttje Mann,
Dat de Ke'el woll lopen kann!
Strakel-, Rakel-, Takelbeen,
Wullst du em mal lopen sehn?
Pötsche, pötsche, lüttje Mann,
Dat de Ke'el woll lopen kann!

Pötsche, pötsche, Dinkpink,
Wat de Bengel krall und flink,
Speelt nu bold een Spring in't Feld
Un hoppst dö de ganze Welt!
Pötsche, pötsche, Dinkpink,
Wat de Bengel krall un flink!

*) Aus „En Kranz för de Görn“ (Ernst Geibel, Verlag, Hannover).

Zur Namengebung des Landes Wührden.

Von Professor Dr. R. Stuhl.

(Nachdruck verboten.)

„Seit wann ist die Stadt erbaut?“ So fragt in dem bekannten Gedichte des fränkischen Dichters Friedrich Rückert Cidher, der ewig junge, als er an einer Stadt vorüberkommt, wo ein Mann im Garten Früchte bricht, und erhält zur Antwort: „Die Stadt steht ewig an diesem Ort.“ Nach fünfhundert Jahren führt ihn sein Weg an dieselbe Stätte, wo er keine Spur mehr von der Stadt findet, sondern ein Schäfer weidet, da seine Herde und der antwortet ihm auf die nämliche Frage: „Das ist mein ewiger Weideort.“ Nach übermals fünfhundert Jahren findet er ein Meer am selbigen Ort, und, da er einen Fischer fragt, seit wann das

Meer hier sei, spricht der lachend: „So lange die Wellen schäumen dort, sieht man an diesem Ort.“ Wieder nach fünfhundert Jahren trifft er da einen Mann, der in einem Wald mit der Art den Baum fällt. Auf seine Frage, wie alt der Wald wohl sei, wird ihm zur Antwort: „Ewig wachsen die Bäume hier fort.“ Und als er wieder nach fünfhundert Jahren desselben Weges fährt, da findet er eine von Menschen wimmelnde Stadt, verschwunden sind Wald und Meer und nicht mehr tönt die Schalmel des Hirten, und die Menschen schreien und hören nicht auf seine Frage.

So fragt wohl auch der sinnige Wandersmann, wenn er durch die deutschen Lande pilgert: Seit wann ist die Stadt, ist das Dorf erbaut, seit wann blüht die Heide in der Gegend, spendet der Wald seinen Schatten, grasen die Rinder und Pferde auf der Weide, zieht der Pflüger seine Furchen durch das Feld, braust und schäumt das Meer am Strand?

Wir wissen, daß weder das eine noch das andere seit „ewiger Zeit“ der Fall ist, daß alles hienieden vergänglich und dem Wechsel unterworfen ist. Wenn man aber fragt, seit wann steht das Dorf, steht die Stadt an der Stelle, so läßt sich oftmals wenigstens annähernd darauf eine Antwort geben.

Freilich die Geburtsstunde läßt sich in der Regel nicht feststellen, auch das Jahr und das Jahrhundert meist nicht ausfindig machen, wenn auch schon in alter Zeit der Name der Siedelung urkundlich bezeugt ist; denn vor der Beurkundung kann der Ort schon Jahrhunderte lang bestanden haben. Aber mit Hilfe der Namengebung einer Gegend kann man nicht selten den Nachweis darüber erbringen, von wannen die ersten Siedler gekommen sind, die den Wald gerodet, den Sumpf ausgetrocknet, die Wildwasser eingedämmt, den Boden urbar gemacht, das Feld zuerst bestellt und das wandernde Zelt mit der bleibenden Hütte, dem Hause vertauscht haben.

Wir wollen im folgenden diesen Nachweis für das Ländchen Wührden an der Unterweser mit Hilfe der mit so viel Heimatliebe und so unendlichen Fleiße von dem Pastor D. Ramsauer verfaßten „Chronik von Landwührden und der Kirchengemeinde Dedesdorf“ (Herausgegeben im Auftrage der „Männer vom Morgenstern“) zu führen versuchen. Der verdiente Verfasser der Chronik hat uns bereits vorgearbeitet und uns den Weg gezeigt, wenn er auf Seite 127 die Bemerkung macht:

„Auffällig ist, daß in Dolstede, südlich von Neumünster, die Ortschaften Wiemersdorf, Lockstedt, Bramstedt und Hagen sich auf ziemlich gleich großer Fläche finden wie in dem Lande Wührden (und in Osterstade). Es darf wohl auf Einwanderung von dorthier geschlossen werden.“

Auf Grund der Flur- und Siedelungsnamen läßt sich auch ungefähr wenigstens die Zeit angeben, wann dies geschehen ist. Es geschah in der vorchristlichen, in der heidnischen Urzeit, also jedenfalls lange vor dem Jahre 1000 und auch vor der Zeit des Frankenkönigs Karl, in der Zeit der urgermanischen Wanderzüge, die aus dem „Mutterlande der Germanen“ (Jordanes), aus Skandinavien ihren Ausgang genommen haben. Hierfür zeugen die beiden nach dem skandinavischen Norden weisenden Flurnamen:

1. Hammertür und Hammersklente.

Hammer-tür ist ein größeres Stück Land nordöstlich von der Ortschaft Ueterlande. Hammersklente aber heißt das Land südwestlich von dem Dorfe Wiemsdorf, etwa eine halbe Stunde von Hammertür entfernt. Der daran entlang führende Weg heißt „Hammersklenteweg“.*)

Ueber den Namen Hammertür kann kein Zweifel bestehen. Es ist damit deutlich der Hammer-got bezeichnet, das ist der Gott Donar oder (nordisch) Thor. Auf das Grundwort „Tür“ habe ich bereits in

*) Nach gef. brieflicher Mitteilung Ramsauers.

meinem Aufsatze: „Der Türlichshügel bei Bramstedt“ (Nr. 3) aufmerksam gemacht. Türlich ist die in dem Kinderreim: „Türlich, böt Tür!“ angerufene Gottheit, die Feuer anzünden soll, d. h. der Gott des Lichtes.

In Ostfriesland war es Sitte, daß die „Meger“ (d. h. Rechtsprecher, Schöffen) abgeordneten freien Bauern alljährlich Dienstags in der Pfingstwoche unter dem Schatten des Upstalsboomes am Dinghügel zusammenkamen, um da Rat zu pflegen und zu vernehmen, was die Landrechte Willküren und Ueberküren bestimmten und sich neue Gesetze zu geben.

Auch aus dem Lande Wührden, und zwar aus Gesamt-Buttel (d. i. dem oldenburgischen Buttel und dem preussischen Büttel) ist uns eine Bauernwillkür, ein Bauernbrief vom Jahre 1649 „Diensttag im Pfingsten“ erhalten, die Wege, Deiche, Siel und allerlei Dorfsangelegenheiten betrifft (abgedruckt in Schrievers „Hagen und Stotel“ S. 343 f.).

Der bestimmende Wortteil in dem Gottesnamen: Tius, Tür, schwäbisch: Tio und damit auch in dem Namen des dritten Wochentags ist an der Wasserkante und insbesondere auch in der Gegend um Bremerhaven, z. B. im Vielande in allen möglichen Schreibungen urkundlich bezeugt. Vgl. Thee, Tee Thee, Teh, Tesh, Te mit dem ostfriesischen Ausdruck: Tee-Boom (Te-Boom = Dingbaum), Tie, Tieg, Tieh, The in Hamburg, Bremen, im Braunschweigischen, Göttingen, Westfalen usw.*) Er verbirgt sich auch in dem Ausdruck: Thinda (gotisch), altd. Thioda, Thiot, Theot, Diot, Deot, Diet, Deut, nd. Det, altsächsisch: Thioda, altfriesisch: Thjade, altnordisch: Thydi, das Volk, eigentlich: der Auszug, denn das einfache Wort: Thi, ursprünglich Tih, Tih bedeutet Zug, wie man aus dem Rufe des Gemeindevoten in den ostfriesischen Dörfern um Aurich: „Tee to Thing“, d. h. Zieh zum Ding, zur Gemeindeversammlung entnehmen kann. Es ist also Thinda, Deut, wonach wir uns die Deutschen, Deutschen, d. h. Völkischen nennen, eine Fügung wie: Kiefut = Utkief, Gudans = Ausgud.

In dem oben erwähnten Aufsatze über den Türlichshügel wurde darauf hingewiesen, daß Tyr im Altnordischen in Zusammensetzungen ganz allgemein so viel wie Gott bedeutet. Hammertür bedeutet also: Hammergott. Diesen Beinamen aber führt Thor.

So wird nun auch der Flurname Hammerstlenke verständlich. So heißt das Land bei der alten Ortschaft Wiemsdorf nach den „Gelängen“, wie noch heute in Thüringen Alderstreifen von vier Ruten Breite genannt werden.**) Es ist also die Länge dieser „Gelängen“ wohl in der Urzeit durch Hammerwurf bestimmt worden.

Es gibt verschiedene Ortschaften des Namens Lengfeld (Lengsfeld), die in der Mehrzahl in dem thüringischen oder vor Zeiten von Thüringern besiedelten Gebiete liegen: Lengfeld im Kreise Hilburchhausen, Stadtlengsfeld in Sachsen-Weimar, Raltenlengsfeld in Sachsen-Meiningen, Lengfeld bei Würzburg, das ehemals ein thüringischer Herzogssitz war. Hier begegnet auch noch der Flurname: „Lange Läng“. Thüringer sollen auch nach der bekannten Sage von der Sachsen Ankunft im Lande Sadeln vor diesen in den Marschen an der Uterweiser und Unterelbe geessen haben. So ist wohl auch Wiemersdorf oder Wiemesdorf, wie das heutige Wiemsdorf im Jahre 1276 hieß, der gleiche Name wie Weimar, das früher Wimeri, Wimar (985) hieß und der Name auf Winmar, ursprünglich Winmark, d. h. Weidemark zurückzuführen. Dafür spricht die Form: Wynestorpe (1428: die Mhynword zu Wynestorpe) = Weidedorf. Nach der Winne (Winne) hat der Winne- oder Wonnemonat seinen Namen. Die Mhynword aber (noch erkennbar in „Minnort“, dem südlichen Teile des Dorfes), ist die mindere oder kleinere Wurt, die im Gegensatz steht zu der „Marword“, d. h. größeren Wurt (mar = mehr, größer), die aus dem Volksmunde verschwunden ist.

Neben dem unterfränkischen Lengfeld, unweit Würzburg, liegt ein anderes echtthüringisches, d. h. althüringisches Dorf, das heute Etsenfeld, heißt, früher aber Epsenfeld hieß, wie ein anderes Dorf in dem heutigen kleineren Thüringen im Amte Tennenberg (unweit Arnstadt). Auf der Gemarkung des südthüringischen Etsenfeld (Epsenfeld) steht heute noch der Hammer Thor, und zwar auf der ehemaligen Amt- oder Gerichtsstätte, unweit der im Galtengrund der Galgen stand. Es ist ein verwirklichtes, mit Moos überzogenes Steinkreuz, aber ohne die Verlängerung des Längsbalkens nach oben, so daß also dasselbe genau die Form einem griechischen Tau (T) hat. Es geht von ihm die Sage, daß auf den einen Querbalken sich der arme, zum Tode verurteilte Sünder, auf die andere sich der Geistliche setzte, um ihm die letzte Beichte abzuhehren. Die Stätte heißt auch „Arme Ruh“, d. h. Armen- oder Trübsal-Flug (Flug = Flüggergericht) (vgl. „Tomenful“ und die heutige Ortschaft „Armsöl“), gleichwie die Thüringer früher Trümburi (Trümburi), d. h. Trümb = Thüringer hießen. Epsenfeld aber bedeutet Gottesbaumfeld (Vannsfeld des Epsen, auch die Form „Epsen“ ist in der Gemarkung Epsenfeld bezeugt). Die Gemarkung war dem Gott Thor, dem Hammergott, der auch den Beinamen „Land-Fl.“ führt, geweiht. „Fl.“ hieß der Kriegsgott bei den Galliern. Es ist der altnordische Name: Fl. So war zweifellos auch Neterlande, in dessen Flur das Land „Hammertür“ liegt, „Hlaengut“, heiliges Land, dem Hammergott geweiht, und trägt seinen Namen danach, daß es „aus dem Lande“ herausgenommen, ein Sonderreigen des Gottes war, weshalb es auch im Erdbuch von 1428 „sunderendiger velt“, 1440 geheißen, in „sunderendiger velt“ genannt wird.

*) Vgl. Dr. Hermann Strunt, Die Flurnamen des Vielandes, in Jahrgang 21 des Jahrbuchs der Männer vom Morgenstern (1923/24) Seite 77.

**) A. Meichen, Siedelung und Agrarwesen der West- und Ostgermanen, Bd. 1, 99. In Landwührden werden diese Gelänge auch „Meeben“ oder „Strenge“ (= Streifen) genannt.

Auch zwischen Bremen und Hamburg liegt ein Gau der Waldsassen, plattdeutsch: Waldsaten, und der bestimmende Wortteil in dem Namen Wirteburg (Würzburg) — ist derselbe Ausdruck: Wurt, der an der Weser- und Elbemündung die allgemeine Bezeichnung eines von Natur erhöhten Platzes — ist, nach der die Wurfster (Wurfsaten) und das Land Wührden den Namen haben. Es ist das nur eine andere Benennung für das altfriesische Wort: Hoag = Höhe, Hügel, das in Würzburg: Haug lautet (die Kirche, „Stift Haug“, die früher auf einem Haug stand, ist danach benannt), wonach die Bewohner der Nordseeküste zur Zeit des römischen Weltkrieges: Chanten hießen. (Fortsetzung folgt.)

Die Entstehung der Abgaben, Steuern und Lasten in unserer Heimat.

Von Lehrer H. Schneider (Neuenlande).

(Nachdruck verboten.)

Unsere Vorfahren, die alten Germanen, lebten in vollkommener persönlicher Freiheit. Herren über sich erkannten sie nicht an. Sie führten ein Volksregiment im wahrsten Sinne des Wortes, aufgebaut auf dem Prinzip der völligen Gleichberechtigung. Aller Besitz war nach einer bestimmten Flurordnung gleichmäßig aufgeteilt (Gewanne, Hufen, Spalte). Niemand wurde übervorteilt. Jeder hatte Anteil an den Gemeinheiten. (Allmende = Wald, Weide, Moor, Jagd, Fischerei.) Keiner hatte vom andern etwas zu fordern; denn Führer und Volksgenossen lebten in gleichen Besitzverhältnissen. So konnte also zur Zeit dieser idealen Zustände von Lasten, Abgaben, Steuern noch keine Rede sein.

Die Besitzverhältnisse blieben nicht gleich. Im Laufe der Entwicklung traten Verschiebungen ein, die den Einzelnen in ein bestimmtes Abhängigkeitsverhältnis zu denen brachten, die durch besondere Umstände vermöglicher geworden waren. (Adel, Junker.) Die soziale Schichtung trat ein. Allmählich bekam der Satz Geltung: „Wer die Macht hat, hat das Recht!“ Derjenige, der über viel Besitz verfügte, konnte die Bewirtschaftung der großen Flächen nicht allein bewerkstelligen. Er gab Land aus gegen Entgelt. Die Pflicht der Pachtzahlung entstand und entwickelte sich weiter. Jedoch waren diese Abgaben nicht regelmäßig. Jeder konnte eigenmächtig auf sein Land verzichten und war dann von der Abgabepflicht entbunden. Durch den Verkehr mit den Römern lernten die Germanen das Tauschgeschäft und Geld kennen. Sie besaßen also jetzt einen Wertmesser im römischen Gelde, nach dem nun auch bald die Naturalleistungen des Einzelnen berechnet wurden.

Als der Römer das Land erobert hatte, machte er einen Teil der Germanenstämme zinspflichtig. Sie mußten bei Bedarf der römischen Feldherrn Lieferungen geben, die allerdings auch noch nicht regelmäßig waren. Stellenweise sind diese Abgaben erträglich gewesen. Von Varus ist uns überliefert, daß er seine Untertanen durch hohen Tribut schwer brückte. Als Folgen solchen Mißbrauchs sind immer Erhebungen der Bedrückten gegen die Bedrücker anzusehen. (Armin, der Befreier.)

Durch die Einführung des Christentums in unserer Heimat entstand ein neuer Machtfaktor, der die Einziehung von Abgaben für sich beanspruchte. Es war die Kirche, unterstützt durch die weltlichen Machthaber. (Karl der Große.)

Von einer regelmäßigen Besteuerung kann zu erzbischöflichen Zeiten noch nicht gesprochen werden. War die Notwendigkeit einer Besteuerung vorhanden, so wandte sich der Erzbischof an die Stände, die dann eine Schätzung bewilligten. Diese Schätzungen dienten den verschiedensten Zwecken. Sollte ein Kreuzzug, eine Heerfahrt stattfinden, so hatte die Bevölkerung die nötigen Summen zur Befoldung der Heere aufzubringen. Reichten die Gelder nicht, so wurde eine allgemeine Steuer umgelegt. Mächte der Landesherren, (weltliche und geistliche), Schulden, so hatte das Volk dieselben zu decken.

Eine der ältesten Steuern zu erzbischöflichen Zeiten war der Pflugschab. Es war eine Grundsteuer, die von der Landbevölkerung nach dem Umfang des Grundbesitzes aufzubringen war. Auf einen „Pflug“ rechnete man fünf bis sechs Pferde oder etwa 60 Morgen Land. Die Besteuerung war verschieden hoch. Je nachdem 1, 2, 3, 4 Taler auf einem „Pfluge“ lasteten, unterschied man den Ein-, Zwei-, Drei- und Viertalerschat. Nach einer Schabbeschreibung aus dem Jahre 1534 erbrachte der „Dalerschat“ in Osterfede 208 Taler, 11 Grote, 1 Schwaren.

Das Bedürfnis nach flüssigen Geldern stieg im Laufe der Jahre mehr und mehr. Besonders im 16. Jahrhundert mußte man sich nach neuen Steuern umsehen. Man hob eine neue Vermögenssteuer, den „16 Pfennigschat“. Berechnet wurde diese Abgabe nach dem gesamten Vermögen jedes einzelnen. Nach alten Akten lag etwa folgende Einteilung zugrunde: 1. Land und Weiden; 2. Gebäude; 3. Erträge des Ackerlandes; 4. Pferde (Fohlen und Enter eingerechnet); 5. Rindvieh; 6. Schweine; 7. Forderungen.

War das Gesamtvermögen nach diesem Schema ermittelt, so setzte man etwa vorhandene Schulden ab. Von dem Rest mußte der 16. Teil als Steuer entrichtet werden, also jeder 16. Pfennig. Im Jahre 1535 erreichte diese Steuer im Erzstift Bremen die Summe von 43 727 Gulden.

Die Feststellung des Vermögens war aber nicht einheitlich genug. Die Größe des Landbesitzes wurde nach verschiedenen Maßen berechnet. (Land, heele Land, Barnbeel, Spall, Strenge, Jüld.) Später rechnete man nach Jüld und nahm die Wertbestimmung der Gebäude und des Viehes nach Normalsätzen vor.

Die Zeit des Dreißigjährigen Krieges erhöhte die Lasten gewaltig. Sowohl für die eigenen, als auch für die fremden Herren mußte gesorgt

werden. Die Last der Kontribution hatte die Bevölkerung zu tragen. Im Herzogtum Bremen erhöhte sich die Summe in kurzer Zeit von 6000 Rthl. auf 24.000 Rthl. Im Amte Hagen hatte 1648 die Wörbe Bramstedt ein Drittel, Osterstade zwei Drittel beizutragen. Um die Einkreibung sicher zu stellen und um einen Ueberblick zu gewinnen, nahm man oft umfangreiche Landvermessungen vor.

In späterer Zeit „erfand“ man die Kopfsteuer. In Osterstade betrug die Steuer im Jahre 1634: für den Hauswirt 1 Rthl., für die Hausfrau $\frac{1}{2}$ Rthl., für den Knecht 16 Sch., für den Kleinknecht 6 Sch., für die Magd 6 Sch., für die Tagelöhner 166 Sch., für dessen Frau 8 Sch.

In späterer Zeit, etwa um 1686, bildete man verschiedene Klassen innerhalb der Bevölkerung, die alle verschiedenen hoch besteuert waren.

Klasse 1: Ritter, Bürgermeister, Ratsherren, Doktoren, Pastoren, Beamte, Gräfen.

Klasse 2: Bürger und Bürgermeister in Flecken, Viehhändler, Notare, Brauer, Gastgeber, Gießgen und große Meyer.

Klasse 3: Schulmeister, Küster, Unterbögte, Untergräfen, Meyer, kleine Bürger.

Klasse 4: Tagelöhner, Handwerker, Kötner.

Außer diesen Steuern und Abgaben allgemeinen Charakters lasteten noch andere Abgaben auf dem Grundbesitz. So wurde in vielen Gegenden der „Zehnt“ erhoben. In Osterstade mußten die Dörfer Wüttel, Neuenland und Nechtinsleth den Zehnt dem Amte Hagen liefern. Die Höhe desselben stand fest. Der Sandstebter Zehnt kam dem Domkapitel in Bremen zu. Die Steuer konnte sowohl in natura als auch in Gelberwert entrichtet werden. Die Art der Münze war dann aber genau bestimmt.

Sodann gab es das sogenannte „Gefahrgeld“. An einem bestimmten Tage mußte diese Steuer entrichtet werden, oft unter erschwerenden Umständen. Erfolgte die Ablieferung nicht rechtzeitig, so trat mit jedem Tage eine empfindliche Erhöhung der Abgaben ein. Wer also nicht in Gefahr laufen wollte mehr zu zahlen, der entrichtete die Steuer möglichst pünktlich.

Lange Zeit, etwa bis zum Beginn des vorigen Jahrhunderts haben Teile dieser alten Steuern bestanden, um dann schließlich moderneren Abgaben, zum Teil durch Ablösung, Platz zu machen.

Man spricht so häufig von der „guten, alten Zeit“, die dahin ist. Sicherlich sind die vielen Abgaben für unsere Altvordern eine Last im wahrsten Sinne des Wortes gewesen, zumal, wenn man bedenkt, daß Krieg, Seuchen und so manches mehr noch hinzukommen. Die öffentlichen Lasten, außerordentliche Steuern, Kontributionen, besondere Gefälle, hohe Deichlasten brachten sicherlich große Not. Umsonst ist nicht der größte Teil unserer Marktscheldmarken in den Besitz Auswärtiger geraten, die man heute mit dem schönen Namen „Ausmärker“ bezeichnet.

Das Teufelsmoor.

die „morastige Gegend mit vermengtem Wasser“.

so bezeichnet die im Jahre 1727 in Dresden erschienene „Sagoria oder Beschreibung des alten Sachsenlandes“ von Kaspar Schneider das damals gewiß recht öde und verlassene Teufelsmoor. Wer aber an einem schönen Sommertage den Künstlerort Worpsswede besucht und anschließend daran eine Wanderung durch das Moor macht, hat nicht den Eindruck gewonnen, daß obige Worte auch jetzt noch zutreffen. Das Teufelsmoor ist ein kultiviertes Land geworden.

Und trotzdem kommen noch manchmal Tage, die an die Schilderungen in der Chronik erinnern! Wer vor einigen Monaten von den Höhen bei Ritterhude oder Osterholz-Scharmbeck hinüber ins Moor schaute, sah nur eine weite Wasserfläche. Das ganze Hammegebiet, das St. Jürgenland, das Blockland bis dicht vor die Tore Bremens, alles war eine „morastige Gegend mit vermengtem Wasser!“ Wie eine Insel ragte der Weherberg aus dieser Wasserlandschaft hervor und weiterhin ebenso, doch nicht ganz so auffällig, das einsame St. Jürgenkirchlein samt Pfarre und Schule. Wieder einmal mußten die Undächtigen des Sonntags zum Besuch des Gottesdienstes ihre schmalen Rähne benutzen. Auch für die Schulkinder und den Postboten gibt es oft keine andere Verkehrsmöglichkeit. Manchmal allerdings bietet sich eine prachtvolle Eisbahn, und Jung und Alt schnallt die Schlittschuhe unter und kommt auf ihnen schnell zum Ziel. Dann aber wieder kann plötzlich eine schlimme Zeit kommen. Das Eis hält nicht mehr, und mit dem Rahn kann man noch nicht verkehren. Von aller Welt abgeschnitten, müssen die Bewohner der tiefer liegenden Orte recht einsame Tage verleben.

Wenn wir diese überflutete Landschaft mit dem angrenzenden Moore, das manchmal nicht viel weniger sumpfig ist, vor uns sehen, dann kommt uns immer wieder jene ergößliche Schilderung der „Sagoria“ ins Bewußtsein zurück.

„Es ist aber das Dülwels- oder Teufelsmoor eine morastige Gegend, mit vermengtem Wasser, also das zu beiden Seiten kleine Seen stehen. Im Mittel desselben ist ein großer Wehde Platz, darauf viel Melk-Vieh unterhalten wird. Darzu man doch allein durch Boote oder Rähne gelangen kan, dergleichen die Leute täglich zu Melkung des Viehes nötig haben. Auf einer Seite des Wassers oder Sees, sind gar keine Fische, doch hat es sich vor etlichen Jahren begeben, als einige Weißs-Perlonen des Melkens wegen hinüber gefahren, daß ein Fischlein beim Rähne her geschwommen, und endlich hinein geworfen worden, aber darin zu wachsen angefangen, und dermaßen groß und schwer worden, daß der Schif-Rahn davon sinken wollen und man sol-

chen Teufels Fisch mit Müß und Noth kaum wieder aus dem Rähne welken können. Ist ganz gewiß geschehen, massen der Autor A. 1647 alhier herum, bekantet gewesen als in seinem Vaterlande.“

Die winterlichen Ueberschwemmungen haben heute nicht mehr viel zu bedeuten. Seit der letzten Weserkorrektion ist der Wasserstand der Wümme und der Hamme stark herabgesenkt worden. Es mußte sogar eine Schluße bei Ritterhude gebaut werden, um auch im Sommer die Schifffahrt auf der Hamme zu ermöglichen. Wenn auch manchmal die Flut (besonders wenn ein starker Südwestwind hinzukommt) sich bemerkbar macht und das Wasser ziemlich hoch steigt, so bedauert doch der Besitzer von Sammelwiesen sehr, daß nicht mehr wie früher die Fluten den fruchtbaren Schlick über seine Wiesen lagern. Jetzt kommen nur die „sauren“ Moorgewässer dahin und üben einen wenig guten Einfluß auf den Wiesenwuchs aus. Von der neuerdings geplanten Weservertiefung verdrängt man sich auch für das Hammegebiet nichts Gutes, und vielfach hört man, daß Protest gegen das Projekt eingelegt wird.

Noch in anderer Beziehung haben sich die schwächer gewordenen Ueberschwemmungen, allerdings in vorteilhafter Weise, bemerkbar gemacht. Das „schwimmende Land von Waalhausen“ ist so ziemlich fest geworden. Seitdem der Bremer Rektor Böckner im Jahre 1699 seine Abhandlung über die merkwürdige Naturerscheinung des schwimmenden Erdbreichs zu Waalhusen im Herzogtum Bremen veröffentlichte, fand dieses Naturwunder Erwähnung in jeder Topographie. Selbst größere wissenschaftliche Werke berichteten darüber. Man erinnerte sich an Winckler Bericht über die Nordseeküste (Siehe Strunk, Quellenbuch I, S. 6). Und tatsächlich ist es noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vorgekommen, daß größere oder kleinere Flächen Moorland mit den darauf stehenden Bäumen von den gewaltigen Wassermassen gehoben wurden und, wenn ein Sturm einsetzte, sich losrissen und mit allem, was darauf war, in die Hamme hinausdriften. Man mußte dann mit Ketten und Seilen den Ausreißer wieder einfangen, an Ort und Stelle bringen und dort regelrecht anbinden. Aber nun kommt das nicht mehr vor. Einmal ist der Moorboden, der an und für sich wohl schwimmfähig ist, durch das Hinaufbringen von Dünger und Sand schwerer geworden und zum andern steigt das Wasser nicht mehr in dem Maße, um größere Moorflächen heben zu können. Der Bewohner Waalhausens kennt allerdings noch einzelne Flächen Weideland, die noch manchmal „schwimmen“ sollen, aber im großen und ganzen kann man nicht mehr vom „schwimmenden Land zu Waalhausen“ reden.

Ueberhaupt ist die Bodenfeuchtigkeit des Teufelsmoors sehr zurückgegangen. Im Sommer ist sie an manchen Stellen oft so gering, daß die Kanäle wegen Wassermangels kaum zu befahren sind. Allerdings sorgen die in den Kanälen angebrachten „Klappstaue“ dafür, daß nicht alles Wasser abläuft. Über bevor der Moorkommissar Witte die Klappstaue errand, konnte es geschehen, daß die Moorbewohner vor ihrem leeren Graben standen und ratschlagten, woher sie wohl Wasser kriegen könnten. Daß man einmal sogar Wasser — Stahl, ist kaum zu glauben, aber es ist doch geschehen. Man hatte einen Schifffahrtskanal, die Semtenfahrt, bis in die Gegend nordöstlich Worpsswede vorgetrieben, bis dorthin, wo die Moorkolonien Adolfsdorf und Otterstein entstanden. Der Kanal war fertig, aber es fehlte an Wasser. Im Abhange der nahen Beverer Geest waren reichliche Quellen, aber die Tarmstedter wollten es nicht gestatten, daß man auf ihrem Grund und Boden „Wasserlösen“ grub und das Wasser in den Moorkanal leitete. Auch der Amtmann zu Otterberg konnte bei ihnen nichts erreichen. So griff man zur Selbsthilfe, und eines Nachts zog man hinaus mit Mann und Maus und grub heimlichweise die Wasserlösen, und am andern Morgen standen die Tarmstedter vor einer vollendeten Tatsache und mußten gute Miene zum bösen Spiel machen. Dem Amtmann fiel ein Stein vom Herzen, und die Moorleute konnten nun ihren Torf nach Bremen fahren.

Neben den unzähligen Kanälen im Moor spielen die beiden Flüsse, Hamme und Wümme, die sich später zur Lesum vereinigen und so ihr Wasser gemeinsam in die Weser führen, für die Bewässerung des Moores eine wichtige Rolle. Sie sind belebt von den „Sunkts“, den Torfkähnen, mit ihren charakteristischen schwarzen Segeln. Träumend sitzt der Jan van'n Moor auf seinem Torf, während ein schwacher Nord- oder Ostwind das Schiff langsam seinem Ziele, meistens Bremen oder Begeßad, zuführt. Das „Sinnieren“ ist ein Grundzug im Charakter des Moorbauern, und so kommt es, daß bei ihm die Sage lebendig geblieben ist. Sie erzählt von dem einst gänzlich ungangbaren, unwirklichen Moor, das oft den Menschen, der es beirat, ins Reich des Teufels oder der Riesen hinabgeführt. Einzelne Riesen schafften aber wieder Sand ins Moor. Süßlüt warf seine Schürze voll Sand dem Verräter Dietrich nach, und so entstand der Weherberg. Die Entstehung der Hamme hat man sich recht drastisch („düwelndrösch“) gedacht. Heinrich Schrieffer schrieb die Sage auf: Ein Riese stand eines Tages am Rande des zweiten Moores und ließ sein mächtiges Auge forschend über die Wildnis schweifen, die wohl mit riesigen Lachen, aber noch mit keinem einzigen fliessenden Gewässer bedacht war. Da kam er auf den sonderbaren Gedanken, diesen Mangel mit einem gerade gefühlten Bedürfnisse abzuheben. Und — siehe da! In einer langen, schmalen Rinne suchte sich das Wasser in tausend und abertausend Windungen seine Bahn durch das unwirkliche Moor und brachte so die Hamme zuwege. Und vom Ursprung der Wümme erzählt man sich folgendes. In einer Quelle am Wilseder Berg wuchs ein junger Mal zur Riesengröße heran. Bald wurde es ihm dort zu enge, und er wanderte aus, dem großen Weltmeere entgegen. Aber auf der trockenen Rotenburger Geest gefiel es ihm durchaus nicht, und er eilte rasch dem Niedermoor zu. Hier witterte er aber bald

das große Wasser im Westen und als er an Bilitzthal vorüber war, machte er voll Freude, bald sein Ziel erreicht zu haben, gewaltige Sprünge und Windungen im Erdreich. Davon rühren die vielen Krümmungen der Wümme her, die sie macht, bevor sie mit der Flamme vereint die Weser erreicht.

Ein merkwürdiges Land, diese „morastige Gegend mit vermengtem Wasser“.

H. Fittschen.

Feigenbäume auf Helgoland.*

(Nachdruck verboten.)

Die meisten Menschen hegen von den Witterungsverhältnissen der Insel Helgoland ganz falsche Vorstellungen, sind darum auch leicht geneigt, der Mitteilung, daß auf der Insel Feigenbäume nicht nur wachsen, sondern ihre Früchte bis zur Essbarkeit reifen lassen, mit einem unglaublichen Kopfschütteln zu begegnen. Und doch ist es so! Nichts charakterisiert das anhaltende milde Klima des „sturmgepeitschten“ Eilandes treffender als diese Tatsache.

Der älteste Feigenbaum Helgolands befindet sich auf dem Oberlande im Ahrenschen Hausgarten an der Feldstraße. Er wurde 1855 dort hin gepflanzt, nachdem er schon zwei Jahre zuvor als Ableger eines im Nibel gehaltenen Bäumchens sein selbständiges Dasein begonnen hatte. Heute trägt der große, nahezu 75jährige Baum alljährlich eine gute Frucht. Nachweisbar ist er auch der Stammvater aller übrigen Feigenbäume des Felsenlandes, obwohl ihm seine Nachkommen z. T. an Stärke weit überlegen sind. Zu diesen zählt besonders jenes Exemplar, das auf dem Unterlande in dem ehemaligen, jetzt zum alten Hafengelände gehörigen Besitztum des verstorbenen Konsuls und Bierbrauers John Wuse an einer gen Südwesten gerichteten Hauswand am Spalier gezogen wird. Seine Früchte wurden 1893, wie Professor Dr. Rudol in der „Botanischen Zeitung“ mitteilte, einigen Mitgliedern der Biologischen Anstalt auf Helgoland, die Konsul Wuse zum Abendessen gebeten hatte, als Nachschick gereicht: „Stattliche Früchte mit dunklem Fleisch, die nicht übel schmeckten“.

Der bisher größte Feigenbaum Helgolands stand bis vor wenigen Jahren im Hofgarten der Siemsen'schen Molkerei auf dem Oberlande. Er ging aus einem um 1880 entnommenen Stedding der Wuse'schen Spalierfeige hervor, besaß am Erdboden einen Stammumfang von 94 Zentimeter und erreichte eine Gesamthöhe von 4½ Meter. Seine stark verzweigten Äste mußten gestützt werden. Trotz des windgeschützten Standortes fielen die Früchte meist vorzeitig ab.

Die gegenwärtig stärkste Feige der Insel wächst ebenfalls auf dem Oberlande. Das Riesische Gärtchen an der Berliner Straße birgt diesen 4 Meter hohen und 48 Zentimeter Stammumfang messenden Baum, den Rudol 1910 als „mehr buschig und ziemlich verwildert“ beschrieb, der sich jetzt aber wieder im guten Stande befindet. —

Alle Helgoländer Feigenbäume gehören zur Gattung *Ficus Caria*, deren Heimat in den Mittelmeerländern bis nach Syrien und Südarabien zu suchen ist. Im Vergleich zu den Pflanzen innerhalb ihres natürlichen Verbreitungsgebietes zeichnen sich die Helgoländer Kulturformen durch außergewöhnlich große Blätter aus, nach Rudol eine Auswirkung des größeren Feuchtigkeitsgehaltes der Luft, die auch bei anderen Bäumen, z. B. dem Horn, zu beobachten sei. Das gleiche gilt von den Früchten, haben doch Feigen des Ahrenschen Baumes eine Länge von 8 und einen Umfang von 14 Zentimeter erreicht. Daß der Geschmack ihres purpurroten Fleisches nicht dem der Feigen südlicher Herkunft entspricht, liegt zum Wesentlichen in der Unmöglichkeit ihrer sogenannten Kaprifitation auf Helgoland begründet, denn dazu fehlt dort das verursachende Insekt, die Feigengallwespe (*Mastophaga psenes*). Die Helgoländer Feigen werden deshalb zum Teil leicht gewürzt in der Art der Gurken und Tomaten gegessen.

*) Aus „Niedersachsen“ (Verlag Carl Schünemann, Bremen).

Fauna der Kleintierwelt.

Von W. Klie (Bremerhaven).

(Nachdruck verboten.)

Unlängst fand ich beim Aufräumen in einer Kappschachtel einen kleinen Moosrasen; der beiliegende Zettel gab Spedienbillet als Fundort und den 27. Mai 1925 als Datum der Einsammlung an. Das Stück war bei seiner dreivierteljährigen Ruhe im winters geheizten Zimmer völlig ausgetrocknet, die zwischen den Stämmchen eingeschlossene Erde zer krümelte bei jedem Fingerdruck, und schon wollte ich es fortwerfen, als mir einfiel, doch zuvor noch einmal die Probe auf die Lebensfähigkeit der Tiere zu machen, deretwegen ich damals den Rasen mit heimgebracht hatte.

Ueber einer Schale mit zimmerwarmem Wasser war die Moosprobe bald zerzupft, die Erdkrümmchen lagen auf dem Boden, die Blättchen- und Stengelteilchen schwammen auf der Oberfläche, und nach etwa zehn

Minuten völliger Ruhe konnte die Suche mit der Lupe beginnen. Wichtig! Meine Vermutung bestätigte sich. Sie und da zwischen den Steinchen und Pflanzenteilen ein sich langsam und schwerfällig bewegendes, braungelbes Klümpchen: die Bärtierchen waren aus langem Trockenschlaf wieder erwacht!

Aus einem der ersten Jahrgänge der „Umschau“ erinnere ich mich noch eines Aufsatze von Richters über die Moosfauna, das beigegebene Bild zeigte das Gesichtsfeld eines Mikroskops mit etwa zwanzig verschiedenen Arten von Moosbewohnern. Ich habe damals eifrig Moosproben gesammelt und war sehr enttäuscht, zum Teil nichts oder doch recht wenig zu finden. Das ist der Fehler der sogenannten Menageriebilder, über die wir jetzt wohl allmählich hinausgekommen sind, daß sie in unnatürlicher Weise vereinigen und anhäufen, was unermüdliche Forschung in vielen Einzeluntersuchungen zusammengetragen hat. Gewiß, man kann in Moosrasen Amöben, beschaltete Wurzelfühler, Fadenwürmer, Nädertiere und Bärtierchen, ja sogar gewisse Arten von niederen Krebsen antreffen, aber man darf nie erwarten, in jeder beliebigen Moosprobe die ganze bunte Gesellschaft vereinigt zu finden; und wie zu allen Untersuchungen, so gehört auch zum Studium der Moosfauna Ausdauer, die auch bei mancherlei Mißerfolgen nicht erlahmt.

Die Moosfauna ist, so unwahrscheinlich die Angabe auch zunächst klingen mag, eine Lebensgemeinschaft kleinster Süßwassertiere. Die Moospflänzchen sind dabei, abgesehen von den Bärtierchen, die die Blattzellen anbohren und auslaugen, von untergeordneter Bedeutung, sie können durch Flechten, durch Algenkrusten, sogar durch rasenbildende Blütenpflanzen, Mauerpfeffer beispielsweise, vertreten werden. Das Wesentliche ist, daß in den Rasen zwischen den Stengeln und in den Blattwinkeln zeitweilig kleinste Wassersammlungen möglich sind. Wenn diese Miniaurkümpelchen auch schnell austrocknen, so ersetzen sie doch durch häufige Wiederkehr, was ihnen an Dauer abgeht. Selbstverständlich müssen die Wassertiere, die so häufigem Austrocknen ausgesetzt sind, durch besondere Vorkehrungen der Ungunst ihrer Lebensbedingungen Rechnung tragen.

Das bei uns häufigste Bärtierchen, das ich von mehreren Fundorten aus der Umgebung der Unterweserorte kenne, zeigt schon bei mittlerer Vergrößerung, daß es der Gefahr, bei starken Regengüssen verschwemmt zu werden, wirksam zu begegnen weiß, denn an den acht stummelförmigen Beinen fallen sofort die mehrzadigen Krallenpaare auf, die Steigeisen vergleichbar, ihre Träger im Moose verankern. Sogar für die Nachkommenschaft der Tiere haben sie noch den gleichen Dienst zu leisten. Die aus einer geringen Anzahl von glattschaligen Eiern bestehenden Gelege bleiben nämlich bei Milnefum in der abgestreiften Haut des Muttertieres vereinigt, während bei den Arten, die keine Gelege bilden, die Eier selbst mit Fortsätzen versehen sind, die als Haftwerkzeuge dienen.

Gefährlicher als der zeitweilige Ueberfluß könnte noch häufigerer Mangel an Wasser werden. Dürre und, in der Wirkung gleichbedeutend mit ihr, Frost zwingen zu wochen- und monatelangem Schlaf, dabei trocknen die Tiere völlig aus, behalten aber die Fähigkeit, bei Wasserzufuhr wieder aufzuquellen. Anabiose, Stillstand des Lebens, nennt man diesen Zustand, und die Fähigkeit, lange darin zu verharren, hat den Moosbewohnern, insbesondere den Bärtierchen, aber auch den Nädertieren und Fadenwürmern zu einer gewissen Verharmlichkeit verholfen. Bei der Entscheidung der Frage, ob es einen vollkommenen Stillstand des Lebens gibt, der nicht Tod ist, also ein Aufhören des Stoffwechsels mit nachfolgender Wiederaufnahme der Lebensfunktionen, sind die entscheidenden Versuche gerade an Vertretern der genannten Tiergruppen gemacht worden. Der Ausfall der Experimente, die, was die biologische Seite anbetrifft, von Rahn geleitet in Köln, Bonn und Leiden durchgeführt wurden, legt den Schluß nahe, daß es tatsächlich zu einem vollständigen Stillstand des Lebens kommt. Man hat die Tiere monatelang in Stickstoff, in Wasserstoff und in Helium halten und immer wieder das Erwachen aus der Trocknarre beobachten können. Ebenso erwachten die Tiere, die aus einem Moosrasen stammten, den man in flüssiger Luft, also in einem Bade von rund — 200 Grad Celsius, aufbewahrte, genau so prompt, wie die Kontrolltiere aus nicht vorherbehandelten Moosen, und erst als keine Tiere mehr zum Leben zurückkehrten, nach einer Dauer von 22 Monaten, wurde der Versuch abgebrochen.

Bücherchau.

Hannes Högerrop. Ein Handvoll Snad un Unbög ut sin Görtied von Walter Wolbehrut Kronshagen. (Robert Cordes, Verlag in Kiel.) — Es muß dem Verfasser hoch angerechnet werden, daß er von der großen Zahl derer, die in letzter Zeit plattdeutsch frisierte Wipe aller Herren Länder als niederdeutschen Volkshumor verschachern wollen, weit abseits steht. Er schaut vielmehr mit scharfen Augen in den Garten des Lebens und pflückt echtfarbene Blüten dort, wo andere nur eintöniges Grün vermuten. Darum hat sein „Hannes“ so gar nichts von Gemachtem und Burechtgestricktem: Sein Bild ist mit festen, sicheren Strichen so lebenswahr und echt hingeworfen, daß man an dem kleinen Unband seine helle Freude hat. Die Sprache ist knapp und schlicht und verrät den geborenen Plattdeutschen, dem Liebe zur Heimatsprache und -eigenart die Feder geführt hat. Dem Verlag gebührt Dank für den klaren Druck und die gefällige Ausstattung des Büchleins. Hans v. Rappen.